

Verlag Bibliothek der Provinz

Dine Petrik
ICH BIN WIE EIN KALTES REPTIL

HERTHA KRÄFTNER
Spurensuche und Sittenbild

Vorwort von Daniela Strigl

Dine Petrik
ICH BIN WIE EIN KALTES REPTIL
HERTHA KRÄFTNER
Spurensuche und Sittenbild
Mit einem Vorwort von Daniela Strigl
herausgegeben von Richard Pils

ISBN: 978-3-99126-102-5

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover Rückseite: Ernst Kölz, Wolfgang Kudrnofsky, Hertha Kräftner,
Kurt Moldovan und Christine Busta (v. l.) mit Zeichnungen von
Absolon, u. a. „Melancholie“, um 1951, Wienbibliothek im Rathaus.
Cover Vorderseite: Kurt Absolon »Weiblicher Akt liegend«, 1953,
Tusche und Aquarell auf Papier, Nachlass Kurt Absolon

VORWORT

Hertha Kräftner war eine Frühvollendete, wie die euphemistische Bezeichnung für geniale Künstler lautet, die in jungen Jahren aus dem Leben schieden. Sie war mit dreiundzwanzig immer noch eine Hoffnung, ein Versprechen für die Literatur der Zweiten Republik. Es ist vor allem ihre Lyrik, die für diese teils eingelöste, teils nicht mehr einlösbare Versprechen bürgt, gut hundert Gedichte, in deren Chronologie sich zunehmend eine eigene Stimme artikuliert, eine bitter ironische, spröde, souverän-brüchige, sehr musikalische Stimme. Etliche dieser Gedichte gehören zum Schönsten und Eindringlichsten, was nach 1945 in diesem Land geschrieben wurde.

Inzwischen hat Hertha Kräftner zwar ihren Platz in den Literaturgeschichten erobert, ihr Name gehört aber nach wie vor nicht zum literarischen Kanon dieses Landes. Sie ist eine Ikone der mehr oder minder Eingeweihten geblieben und, paradoxerweise, auch unter diesen nicht in erster Linie wegen ihrer künstlerischen Leistung im Gespräch. Kräftners Werk wird, von der Autorin durchaus intendiert oder jedenfalls durch ihre Aussagen begünstigt, zumeist von ihrem Tod, ihrem Freitod her gelesen.

Er ist die Beleidigung der Überlebenden, das Skandalon, das Rätsel aufgibt bis heute: „Dieses Mädchen stand am Anfang ihres Lebens, sie war weder gefährlich krank noch hässlich oder verunstaltet; sie war gescheit und gebildet, ihr Professor nannte sie fähig und namhafte Literaten fanden sie begabt. Sie hatte bereits schriftliche Erfolge. Wo immer sie hinkam, war sie den Leuten sympathisch, sie konnte sich ihren Mitmenschen anpassen. Sie hatte einen Freund, der sie liebte, wenn sie aber neben ihm nicht glücklich war, so hatte

sie Gelegenheit genug, sich einen anderen zu wählen. Sie hatte eine sorgende Familie und bekam nicht nur, was sie brauchte, sondern auch was sie sich wünschte. Hatte dieses Mädchen also Grund, sich zu töten?“ So lautet Hertha Kräftners eigenes Resümee in ihrem Essay „Wenn ich mich getötet haben werde“.

Die unüberbietbare Exaktheit dieser Futur-Exakt gibt keine Antwort auf die Frage der „Philister“, die ihrerseits ohnehin nur ein Nein darauf parat haben. Sie gibt so aber auch nicht jenen recht, die mit einer einzigen, einer allgemeingültigen Erklärung das Rätsel eines Menschen auflösen wollen wie eine mathematische Gleichung, restlos. Die Leerstelle in den biographischen Zuschreibungen bleibt ein Ärgernis, ist aber auch Herausforderung. Dazu kommt: Der Nimbus des in seiner Arbeit wie in seinem Leben exzessiven, früh und/oder durch eigene Hand verstorbenen Künstlers, Dichters nährt sich aus dem abendländischen Geniekult. Im Österreich der Nachkriegszeit gab es einige Beispiele dafür. Frauen wird dieser Nimbus, wenn überhaupt (das Genie männlich), in der Regel sexuell konnotiert zuteil, gleichsam in bordellroter Färbung. Das Exzessive weiblicher Erotik überschreitet die Grenzen des gesellschaftlich Achtbaren, ganz gewiss im Wien der fünfziger und sechziger Jahre. Was etwa posthum über Ingeborg Bachmann publiziert wurde, zeigt, wie Moral-Codices des 19. Jahrhunderts bis weit ins 20. Jahrhundert weiterwirken, gerade in ihrer einseitigen Begutachtung und Einengung weiblichen Begehrens.

In Dine Petriks Arbeit geht es um eine Spurensuche und um ein Sittenbild. Nicht in Form eines Romans, sondern in Gestalt einer handfesten biographischen Recherche, die mit literarischen Mitteln ausgebreitet und zusammengefasst wird. Die Spurensuche: Wo finden sich Belege und Symptome in Kräftners Leben und Werk, die auf das klinische Bild einer Depression oder einer manisch-depressiven

Erkrankung deuten? Und, gegen das über die Dichterin verhängte Urteil der alles überschattenden Morbidität: Wo ist jene vitale Kraft spürbar, die Kräftner über Jahre dem Tod entgegengesetzt hat? Aber auch: Was genau hat es mit dem jugendlichen Trauma auf sich, das Kräftner in Gedichten und Briefen andeutet, das als Gerücht durch die Biographie geistert und bis jetzt nicht dingfest gemacht werden konnte? Vom „Verbergen an der Oberfläche“ sprach im Zusammenhang mit Kräftners Methode zeitgleicher Gegenwartsbewältigung Evelyne Polt-Heinzl. War jenes Trauma einer Gewalttat die Kränkung, also die fundamentale Erschütterung dieser Existenz? Was sagen die Zeugen?

Auch zu Hertha Kräftner hatten Männer, ihre Männer, das letzte Wort. Sie haben ihre begreifliche Überforderung in Diagnosen gegossen, in ihrer Nachrede verdrängte die „Nymphomane“ die Dichterin. Hertha Kräftner selbst sah sich als Kranke, doch sie meinte ein Leiden, auf das am ehesten die altmodische Bezeichnung „gemütskrank“ zutrifft. Viktor Frankl, der Arzt und Begründer der Logotherapie, den die Dichterin konsultierte (wie es auch Marlen Haushofer tat), nannte es Depression. Wendelin Schmid-Dengler hat davor gewarnt, Kräftners Werk ausschließlich pathologisch zu lesen und doch eingeräumt: „Diese Erkrankung, diese Verstörungen sind wesentlicher Bestandteil ihrer poetischen Substanz.“ Sie führen ihn zu „diesen Entrückungen aus der Wirklichkeit, zu diesen surrealen Momenten“ in ihren Texten, „zur Betrachtung der Realität durch eine von Surrealismus geschärfte Brille: das Unbewußte findet in diesen Bildern seine sehr konkrete Versinnlichung.“

Kräftner, die sich selbst gut kannte und doch unbeirrt auf die große romantische Liebe zielte, setzte ihrem Leben ein geradezu klassisches Ende, mit einer Überdosis Veronal, wie eine Schnitzler-Figur, wie

das Fräulein Else, eine junge Frau, die allen ihren masochistischen Zügen zum Trotz mit dem Wort „Opfer“ nicht hinlänglich definiert ist, weil sie scharfsinnig und selbstkritisch genug ist, um die Zusammenhänge zu durchschauen, das Spiel der Gesellschaft und ihrer Mitspieler darin.

Und damit sind wir beim Sittenbild einer langwährenden Nachkriegszeit, in der vieles unsagbar schien, auch die Verbrechen sowjetischer Soldaten in einer kleinen burgenländischen Stadt, und in der das Opfer einer Schändung mit der Schande zu leben hatte. Leichter über die Täter zu reden war es, sich den Mund zu zerreißen über den Lebenswandel einer jungen Frau, die nicht nur im Umkreis, sondern auch in den literarischen Zirkeln der Hauptstadt manchen über den Kopf gewachsen war.

Es scheint allerdings, als kämen die wohlmeinenden Leser und Leserinnen nicht los von der paradiesvogelhaften Erscheinung der Hertha K., als würde auch ihre Verteidigung nolens volens auf Intimes fixiert bleiben. Die Frage, die Petrik stellt, ist legitim, weshalb Hertha Kräftner nicht endlich als bloße Autorinnenfunktion wahrgenommen wird und nicht mehr als Liebende und Leidende aus Fleisch und Blut, weshalb die keusche Konzentration auf ihr Werk, zu dem auch bemerkenswerte Prosastücke gehören, nicht und nicht gelingen will. Die Antwort hat wohl mit dem Wesen einer Lyrik zu tun, die das lyrische Ich unverhohlen als das reale ausstellt und damit auch der Spekulation preisgibt.

Hertha Kräftners Gedichte sind nicht hermetisch wie die Paul Celans (und selbst diese hat man biographisch gelesen); sie verkapseln sich nicht, sondern bieten dem sinnhungrigen Leser Anhaltspunkte für ein Psychogramm, für eine Lebens- und Leidens-, aber auch Lustgeschichte.

Wenn nun ein wenig Licht in das Dunkel von Kräftners Leben gebracht ist, dann, so steht zu hoffen, wird sich das einerseits erhellend auch auf ihre Lyrik und Prosa auswirken. Andererseits wird es vielleicht möglich sein, bisweilen auch jenseits der germanistischen Forschung von der Person der Autorin abzusehen und der Form ihrer Literatur besonderes Augenmerk zu schenken. Aber natürlich kann man Kräftners Ästhetik der kunstvollen Schlichtheit, ihre Neigung zu Tradition, zu Strophe und Reim wiederum psychologisch interpretieren – als Versuch einer Strauchelnden, sich am Bewährten festzuhalten.

Die Aphorie jeder Biographie bleibt so oder so bestehen. Von einem fremden Dasein lässt sich nicht erzählen ohne Anmaßung, wer deutet, der überschreitet immer seine Kompetenzen, und „des Lebens ungemischte Freude“ ist nicht sein Thema, schon gar nicht im Falle Hertha Kräftners.

Daniela Strigl

I. KAPITEL

DER INNERE REICHTUM
1945/46

„Der Weg aus der Welt zu uns selbst ist lang und kompliziert“, heißt es in einem Roman von Sándor Márai. Ob es für Hertha Kräftner diesen Weg hätte geben können, aus ihrer beschädigten Welt heraus auf einen zunehmend stabilen und literarisch produktiven Weg? Fragen, die sich bei einem mit dreiundzwanzig Jahren beendeten Weg ins Leben stellen. Den Weg aus der traumatisierenden Kriegs- und Nachkriegswelt, den langen und komplizierten, hätte es geben können, gern stellt man sich vor, er hätte sich finden lassen müssen, um „(...) ein Erlebnis, das mich tief und heftig anrührte u. mich schließlich ganz aus dem Gleichgewicht brachte“, vergessen zu können. Und vielleicht auch mit Hilfe der so heftig angestrebten großen Liebe: Ein wirkmächtiges, tragendes Wir und das Gewesene läge ad acta.

Die Jugendliche hätte ihr Gleichgewicht wiederfinden können, wenn auch nicht ohne professionelle Hilfe. In einer therapeutischen Begleitung den langen Weg in die Kindheit zurück und in einer fortgesetzten. Ordnung schaffen im Netz der verstörenden Bilder aus Gewalt und Demütigung. Ja, aber es im Alleingang schaffen. Ein neues Leben in Wien, ihrer Geburtsstadt. Dazu beitragen wird die Wiener Familie, dazu beitragen wird das Studium, sie inskribiert an der Universität Germanistik und Anglistik, sie ist intelligent und ambitioniert. Das Leben liegt vor dir, schau nicht zurück, wird ihr unentwegt und fürsorglich durch die Familie suggeriert. Und wiewohl „tief und heftig angerührt“, ist da auch dieses Grundvertrauen, „der eigene innere Reichtum“, und zugleich ein beharrendes Bild, dem sie sich stellen wird: Schriftstellerin.

„Ich möchte immerfort Gedichte schreiben, aber zu viele Gedanken stürzen auf mich los.“¹ Und dieses Immerfort lenkt sie auch phasenweise vom Gewesenen weg, sie schreibt sich in die Hoffnung, „(...) daß es besiegt“, dazu kommt bald auch die Aussicht auf einen ersten Erfolg: Ein, zwei abgedruckte Gedichte in der Literaturzeitschrift *Lynkeus*. Fast immer gelingt ihr die Maske, die gern zu lachen hat, eine von Kind an geübte Überlegenheitsmaske: „(...) ich trage eine Maske“, gesteht sie. Und trägt diese immerfort und allem voran daheim, in Mattersburg. Hier ist sie seit Kindheitstagen verwurzelt, mit den Wurzeln des Vaters, also stammt sie von hier, hier ist Vaters Grab und die Verwandtschaft, hier lebt die Mutter und nicht zuletzt der geliebte zwölf Jahre jüngere Bruder Günter, der seine Herti nicht minder liebt, hier lernt sie leben und sterben. In dieses Hier aus so prägenden wie verstörenden Bildern kehrt sie immerfort zurück: „(...) denn ich bin schon eine Tote“,² hält hier die Siebzehnjährige fest.

Schon länger führt sie ein Tagebuch: „Vielleicht sind unsere Träume das beste im Leben“, lautet eines dieser frühen Notate. Und mit der in Mattersburg schon bald erstellten Selbstanalyse: „Die Skala meiner Depressionen erreicht hier immer ihren *tiefsten Punkt*“³, wird sie zeit lebens einhergehen. Getroffen und beschädigt worden war die Jugendliche hier, beim Einmarsch der Roten Armee, ein Tiefpunkt, er haftet ihr an. Und wiewohl sie beäugt und bemessen wird und aus dem Blick geworfen, wird sie sich nicht entziehen. Hier weiß man Bescheid über sie, hier hat sie sich zu beweisen. Ich schaffe es, heißt die Devise, hieß es bereits in der Kindheit. Hier gilt es, nicht nur umgelegt auf Kräftners Jahrgänge: Vergessen, das Kriegstrauma vergessen, kaschieren, soziale Netze, Beruf, Absicherung, wenn möglich studieren. Sowohl in den Städten wie auch Landgemeinden sind intensive Aufholjagden zu

1 H. Kräftner, Tagebuch, 30. 5. 1946, in: Kühle Sterne. Gedichte, Prosa, Briefe, Wieser: Klagenfurt, 1997, S. 17.

2 H. Kräftner, „Deine Hände kommen“, ebd., S. 62.

3 H. Kräftner, Brief an Otto Hirss, 3. 8. 1951, ebd., S. 322.

verzeichnen, der Sog ins Vergnügen, zum alten normalen Leben, zum neuen, jetzt erst beginnenden Leben, wobei Doppelbödigkeit und Spießbürgerei dieses Jagen gehörig bestimmen, mit dabei immer auch Nazis, was Kräftner wohl mit „Ebenen braun, braun“, festgehalten hat. Obwohl bereits Prozesse der Entnazifizierung zu laufen beginnen, sind diese „Ebenen“ weiterhin da.

Der *Hafen Ehe* als neuer Lebensabschnitt wird allgemein heftig angesteuert: Ein Heim, ein Zuhause, Kinder. Für den Durchschnittsbürger der Nachkriegszeit ist das viel. Ihm bietet sich auch nicht viel mehr. Der Eintritt in diese Lebensphase wird als Hilfestellung und Haltepunkt bei der Bewältigung der Kriegserlebnisse gesehen. Hertha Kräftner sollte hier keine Ausnahme sein, im Gegenteil, wengleich sie nie zugegeben hätte, eben diesen Hafen anzusteuern (ahnt sie doch, den Beweis schuldig bleiben zu müssen), umso heftiger die Frage, „(...) wo ist die Hand, die mich schützt?“ Ein Handlungsbündnis: Die große Liebe.

Schreiben, eine Identität als Lyrikerin. Ich schaffe es, lacht die Maske. Sie hat es den Mattersburger (Schul)Freundinnen, den sogenannten, zu beweisen wie auch den Wiener Freunden, den sie beäugenden Literatinnen und Literaten, sie hat es der Familie zu beweisen, bei der und von der sie lebt, bei Oma und Tante in Wien Alxingergasse 44: Der 10. Bezirk ist, wie das burgenländische Daheim, Russenzone. Sie ist heftig bemüht, es ihrem Wiener Freund Anatol, recte Otto Hirss (knapp vor ihrem Tod noch Verlobter), zu beweisen, mit dem sie seit ihrer Übersiedlung in enger Beziehung steht, der in dieser knapp fünf Jahre währenden Beziehung ihre bereite Hand nie ernsthaft zu ergreifen gewillt ist (gewagt hat), wengleich er die Verbindung nie unterbrechen wird. Sie hat es jeder sich zurückziehenden Männerhand mit der nächsten, die sie zu halten sucht, zu beweisen. Nicht zuletzt hat sie es – zwischen schweren Belastungsstörungen, zwischen manisch-depressiven Phasen sich selbst zu beweisen. „Ich bin krank“, vertraut sie schon bald dem Tagebuch an. „Die Anfälle

kommen immer häufiger, meistens nach einem Streit mit ihm. Das Leben mit Anatol ist eine fortwährende Anstrengung.“⁴

SELBSTBILDNIS

Die Stirne Einsamkeit,
beschattet durch den Fall der Haare,
zuweilen im Gesenktsein von Verworrenheit
bedeckt und leidend
an der Ungestalt der frühen Jahre.
(...) Gesicht des Widerspruchs von dicht und lose,
verstreut an Augenblicke, die es liebt,
und so, als ging es schmal ins Ausweglose,
von dem es weiß, daß es besiegt.⁵

ENTDECKER UND FÖRDERER

1946/47

Kräftners Startversuche ins neue Leben, die Jahre 1946/47, dürften zwischen Schreiben und Studieren und diversen Alltagsproblemen, wenn auch keine existenziellen, recht positiv und zukunftsorientiert verlaufen sein. Und an das tägliche Queren der Russenzone, wohl mehr verstörend als erfreuend, hat man sich zu gewöhnen: „Wir Mädchen gehen an allen Dingen nur vorbei. Unser Blut lässt uns nicht stille halten“, schreibt sie Anatol, der nach absolvierter Externistenmatura und einem Job in einer Bücherei nun auch angehender Student ist. Inspiriert von dieser Liebe gelangen ihr etliche auch etwas gequälte (Liebes)Gedichte: AN ANATOL, EIN ABSCHIED, IN ALLEM, EIN SYMBOL, MELANCHOLIE,

⁴ H. Kräftner, Tagebuch, 28. 11. 1948, , ebd., S. 64.

⁵ H. Kräftner, „Selbstbildnis“, in: Breicha, Otto/Okopenko, Andreas, Hg., Das Werk, Eisenstadt: Rötzer, 1977, S. 13.

IMPRESSIONEN, MÄDCHEN, und dazwischen ergehen (aus Mattersburg) etliche Briefe an ihn, fragende, klagende: „Ich frage nicht mehr, ob Du mich liebst“, und: „Kennst Du den Unterschied zwischen Einsamkeit u. Alleinsein?“ Die Vielleserin übermittelt dem Bibliothekar auch etliche Buchtipps: Wilde, Barrés, Strindberg. „Da fällt mir noch etwas für Dich ein: Huysmans: ‚Kathedrale‘ u. ‚Wider den Strich‘. Diese beiden muss ich unbedingt lesen“, (in den Literaturen ein junger Mann, der sich unglücklich aus der sozialen Welt zurückzieht). Im Winter dann der eher moralinsaure Brief: „Oh, Lieber, mir ist, als läge sich der Schnee zwischen uns beide, gehst Du denn fort von mir? O laß mich jetzt noch nicht los!“ Diese von Beginn an formulierten Verlustängste zeigen die Untergeordnete in der Beziehung.

1948: Die Studentin startet in ihr drittes Wiener Jahr. Im Feber ergeht die Klage an Hirss: „Manchmal erwache ich in den Nächten, dann erdrückt mich die Einsamkeit.“ Mehr als ein Dutzend Gedichte entstehen bis Sommer, darunter das SONETT AN DEINE HÄNDE. Hände, ein sich wiederholendes Bild: Seine Hände? Welche? Eine Hand, die Halt verspricht? DEIN TRAUM, ICH LEGTE MEINE SEELE IN DEINE HAND, ICH FALLE u.a. Und in die Zeit hinein zwingt sich ein einschneidendes Problem, gefolgt von der nächsten schweren Depression. Ein Problem, das erwähnt werden muss, wird es doch ausdrücklich und nachdrücklich von Hermann Hakel (1911-1987) erwähnt. Hakel, Essayist, Lyriker, Literaturkenner, Lektor, Jugendförderer, Herausgeber von Sammelbänden sowie der Literaturzeitschrift *Lynkeus*, erwähnt zunächst in seinen Tagebuchaufzeichnungen, die sich später erweitert in Werke wie DÜRRE ÄSTE, WELKES GRAS⁶, DER RAUNZENDE REBBE und andere einfinden werden. Betont lyrisch hält der Förderer der jungen Nachwuchsliteratin fest: „Ein Wesen gewordenes einzelnes Herbstblatt, vom Zufall in mein Zimmer geweht,

⁶ H. Hakel: Dürre Äste Welkes Gras, Wien: Lynkeus, 1991.

froh, sich hier niederlassen zu können.“⁷ Hakels Tagebuchnotizen mutieren zu Aufsätzen, die sich in meist abfälliger Art über viele (alle) Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die ihn konsultieren, hermachen, bei Kräftner tut er das mit dem Einleitungstitel: DAS GRAUSAME ERWACHEN DER HERTHA KRÄFTNER. Und er wird neben etlichen netten Details, auch „eine Auskratzung“ erwähnen, „was ich von einem Mediziner, der mein Hausarzt geworden war, erfahren habe.“ Ausgestreut und kursierend, eine unter der Hand herumgereichte Bewertung, eine Abwertung, die an Kräftner kleben bleiben wird. Und Hakel, ein großer Wissender, weiß noch mehr, geht doch über seinen Schreibtisch „als PEN-Aktionär zur Förderung junger Autoren“, wie er das selber festhält, jede und jeder, und zu Kräftner: „dass sie diesem und jenem Maler und Photographen als Modell diene.“

Zu dem tiefgehenden Ereignis sollte Kräftner dann Ende Oktober des Jahres in ihrem Tagebuch festhalten: „Und dann dieser jähe Sprung: das Ungeborene. Der Wunsch zu sterben ... Ich stand am Tod. Ein hässlicher Streit. Müdigkeit, die aus seelischen Qualen und aus Medikamenten herkam, das Gefühl der Vergeblichkeit ... meine Seele war mehr krank als mein Körper.“⁸

Mag die Fristenlösung der Frau den Makel *Schuld* abgenommen haben, mit ihrem Gewissen hat sie auch heute ins Reine zu kommen. Eine (junge) Frau mit unehelich geborenem Kind ging damals mit einem Makel einher, selbst das Kind bekam seinen Teil ab, vor allem in ländlichen Gebieten. Die Abtreibung war Makel schlechthin, selbst dann, wenn nach einer Vergewaltigung (durch die Russen) abgetrieben wurde. Die Vergewaltigte war (blieb) mit dem Makel behaftet, sie strebte den Ehehafen an, erst recht mit einem Kind. Und da wäre der in meiner Kindheit zu hörende Satz: Was willst' denn mit deinem Rusenbankert? Nicht wenige Frauen sahen den einzigen Ausweg im Suizid.

7 Ebd., S 188.1.

8 H. Kräftner, Tagebuch, 28. 10. 1948, in: Kühle Sterne, S. 601.

Kreisläufe zwischen schlechtem Gewissen und Schuld, zwischen Wut und Enttäuschung sollten Kräftner nach erstem Überschwang: Wien und ein neues Leben, begleiten. Zu sprunghaft hat sich der Neustart gebärdet, zu schwach hat sie gegengesteuert, zu sehr steht sie zwischen Anbiederung und Abfuhr. Und auch das Buhlen um Beachtung bei jenen, die ihre Verachtung verdient hätten, „jene Teufel“, wie sie das später formulieren sollte, will erst einmal gelernt sein. Wie überhaupt das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen und Grausamkeiten für Jugendliche erst einmal gelernt sein muss. Kräftner ist motiviert und ambitioniert, ist verzagt und demotiviert. Und in *Lynkeus* abgedruckt sollte sie immer wieder andere, von Hakel geschätzte Literatinnen und Literaten finden. Hakel wird später aber doch ein nettes Kräftner-Gedicht in seiner Literaturzeitschrift veröffentlichen: „Dein Lied ist nicht so süß, alter Mann ...“ (1949)

Der Mentor der Nachkriegsliteratinnen und Literaten Hermann Hakel steht einem Kreis vor, zu dem Namen wie Franz Theodor Csokor, Walter Toman, Gerhard Fritsch, Reinhard Federmann, Christine Busta, Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann u.a. längst bekannte Namen gehören. Er hat wohl an Kräftners Gedichten Gefallen gefunden und schlägt ihr die Mitarbeit an seiner Zeitschrift vor. Sich ganz allgemein der jungen Dichterin erinnernd, räumt er ein: „Es ist deutlich gewesen, daß sie immer von einem direkten Zusammenstoß, einem direkten Erlebnis, das sie beschäftigt hat, ausgegangen ist.“ Die nun von Hakel ausgestreuten Details, das von Kräftner gedachte Geheimnis, der gewaltsame Schnitt durch die mühsam gelungene Aussicht, Neubeginn Wien, hat sie zu verantworten. Über Kontakte der Tante, die beruflich im 1. Bezirk tätig ist, hat der „Einschnitt“ realisiert zu werden und finanziert ebenfalls.

Die traumatisierte Hertha reagiert psychosomatisch und mit Schmerzanfällen: „Ich bin krank“, vermerkt sie im Tagebuch, von „Kopfschmerzen, Panik, Zittern, seelischen Qualen“ schreibt sie. Sie

büßt Selbstwert ein, Selbstsicherheit, nicht zuletzt Energie. Bemerkenswert ist der Satz „(...) das Ungeborene.“

Kräftners Suche nach dem Beziehungs-, sprich Ehehafen gelingt also alles andere als einfach. Dazu die eigene Wahrnehmung im Tagebuch: „Da war das gemeinsame Studieren und diese Sicherheit, die mir das Gefühl gab, ihn täglich zu sehen. Kein Sonntag ohne ihn, kein Plan, kein Entschluss, ohne daß er dabei war. Und doch viele häßliche Worte und Qual nachher (...).“ Dies zum bereits eineinhalb Jahre bestehenden Verhältnis mit Hirss. „Und von Außen her viele andere Einflüsse, fremde Menschen, das Interesse an meinen Gedichten, die neue Freundschaft mit Ernest und viele Stunden in einem heißen Zimmer, während ein fremder Mann mich malte. Feste, und mein trauriges Lachen darin, und ein Mann, der mich beehrte.“⁹

Wer hinter dem *Begehrenden* steht, bleibe dahingestellt. Wolfgang Kudrnofsky, der letzte Freund Kräftners, meinte auf meine Frage: „Der Hakel hatte etliche, von der Busta auf ab und nicht nur die Hertha!“ Dem Maler zugeordnet werden kann der Name Kurt Absolon (1925-1958). Österreichischer Maler und Grafiker. Und im Lichte der Zuordnungen Hakels stehen weitere Namen.

In dem Buch WARUM HIER? WARUM HEUTE? finden sich Absolons Federzeichnungen von Kräftner. „Daß sie diesem und jenem Maler als Modell gedient hat“, Hakel saugt derlei Gerüchte geradezu auf, er will und muss wissen, um tratschen und Tagebuch füttern zu können und später dann ein paar Bücher: „Von einem Mediziner, der mein Hausarzt geworden war“, und umgehender Informant über „*die Auskratzungen*“ (im Tagebuch Plural!). „Das war wahrscheinlich als Warnung gemeint“, setzt er freimütig nach. Und betreffend einer ärztlichen Schweigepflicht gibt es hier eine solche nicht,

9 H. Kräftner, Tagebuch, 28. 10. 1948, ebd., S. 61.

beziehungsweise entbindet Hermann Hakel selbst seinen „Hausarzt“ von dieser, um seine Geschichten notieren zu können. Hakels Tagebuchnotizen zufolge drehte es sich bei dem Arzt um Dr. Günter Drobos, Wien I., Kärntnerring.

Nichts bei Hertha Kräftner, geboren am 26. April 1928 in Wien und am 13. November 1951 ebenda gestorben, ist einfach, und weil das so ist, werden sich manche dieser Annäherungsversuche wiederholen: Hinweisen nachgehende. Unter die Oberfläche gehende (Corti). Versuche, die seelischen Verletzungen zu erahnen. Bemühungen, bislang negierte Zusammenhänge aufzuzeigen. Fragen, die sich stellen und bislang nicht gestellt haben.

Um das Krankheitsbild einer Biographin der Gefühle, der Schuldgefühle, geht es, um Hintergründe und Auslöser, um die Befindlichkeiten des aus dem „Gleichgewicht gebrachten“ Lebens einer hochbegabten Jugendlichen, das mit dreiundzwanzig beendet wird. Annäherungen also von einigen Seiten, an die Familie, an Förderer, an ihre Liebhaber. Das Werk wissenschaftlich, sprich, literaturwissenschaftlich zu analysieren bleibe höheren Gremien überlassen.

HERTHA KRÄFTNER

Dort! Eine blasse Brünette,
ein schönes verträumtes Gesicht
in der Passantenkette
– das ist ... nein ! Sie ist es doch nicht!

Sie, die ich wochenlang liebte,
die junge Dichterin,
jetzt ging sie, die Selbstmord verübte,
durch meinen Atemzug hin.

Wie hieß sie ? Ich hab es vergessen

– Mein Hirn gibt den Namen nicht her –
Ich such ihn und hör unterdessen
den lärmenden Straßenverkehr ...

Ein Mädchen, verdorben im Bette ...
Der Ansatz zu einem Gedicht ...
Ach, eine blasse Brünette
mit schönem, verträumtem Gesicht

Hermann Hakel, datiert: 1951 (Nachlass: E. Kolovic)

Am zweiten Wiener Förderer „Junger österreichischer Literatur“ Hans Weigel (1908-1991), kann es kein Vorbei geben. Weigel, Verlagslektor, Schriftsteller, gefürchteter Theaterkritiker sowie unentwegter „Talente-Entdecker“ – er selbst hält fest: „Entdecker und Förderer von Aichinger, Bachmann, Celan, Dor, Ebner, Federmann, Guttenbrunner, Haushofer und anderer gewesen zu sein“, wenn auch nichts von Kräftner. Der Rede nicht wert? Ein zu kurzes Gastspiel? Kaum entdeckt, bringt „die zum Tod hin lebende“, wie er selbst formuliert, sich um. Und noch trefflicher eine andere Bewertung: eine „Selbstmörderin auf Urlaub!“ Bemerkenswert: „Weigel, der die Sache der Jungen zu seiner eigenen machte – in der Kulturzeitschrift des Theaters der Jugend *Neue Wege*, wo zunächst Veröffentlichungen, aber auch persönlicher Kontakt geboten wurde.“¹⁰

Kontakte im Café Raimund, wo sich also um Hans Weigel diese jungen, publikationshungrigen Literatinnen und Literaten, Musiker und Maler scharen, um Beachtung zu finden, darunter ein paar Mal auch Kräftner, die, stolz und beglückt ob des DABEI, eine sich abzeichnende Szene mit trefflich-süffisantem Ton festhält und auch nicht schüchtern. Wahrscheinlich war sie es. Und wenn, so nicht

¹⁰ Das Werk. S 160.

aus Kalkül, wie das auch Ingeborg Bachmann nachgesagt worden war: Schüchtern auftretend, um mehr Beachtung zu erregen. Oder evoziert schüchtern eher die Selbstmordkandidatin? Bemerkenswert oft ist bei Kräftner ins Erotische und somit Negative getappt worden und in „eine althergebrachte Gestrigkeit und eine sich ausschließlich über Männer definierende Literatur“. Die damalige Diktion, das verstand man(n) von selbst, hieß: *Genießen/Schweigen*. Sollten sich aber derlei Kapitel in der weiblichen Dichtung finden, bekäme ihr das nicht, der Dichtung (also dagegenhalten, abwerten). Welche Publikationsthemen blieben demnach? Sehnsüchte, Glücksfiktionen, Liebe, sind Ausgangspunkte für zahllose Dichterinnen der Zeit. Und zehren vom *eigenen inneren Reichtum*, in dem sich, wie bei Kräftner, auch viel persönliche Dramatik spiegelt.

Hertha Kräftner demnach also eine vom Mentor Weigel unentdeckte Jungautorin. Und Hakel entdeckt sie als „eine blasse Brünette“ / „Sie, die ich wochenlang liebte“, gemäß seiner Dichtung: „Wie hieß sie?“

Hermann Schreiber, Schriftsteller, Historiker, Journalist (1920-2014) bringt die Situation auf den Punkt: „Dass die Bemühungen Weigels und Hakels um die Gunst junger Autorinnen unter dem Vorwand, sie literarisch zu fördern, eines der peinlichsten Kapitel der Wiener Nachkriegsentwicklung sind.“

Kapitel, die registriert worden und über die Grenzen des Literaturbetriebs hinausgeschwappt sind, und so manche dieser *dichterische Freiheit* genannten Ergüsse: „Ich habe die allzuwillige Nymphomanin gebeten, mich als väterlichen Freund zu akzeptieren“,¹¹ so Hakel. Und Punktum!

Hermann Schreiber hält in Hakels Buch *von denen ich weiß* im Nachwort fest: „Hatten die Jungen sich jedoch Kurse in *Creative*

¹¹ Hakel, Dürre Äste Welkes Gras, S. 187.

Writing erwartet, so waren sie auf dem Holzweg. Hakel wollte ihre Seelen und gelegentlich sogar etwas mehr.“

Diese *Herangehensweisen* des Mentors sollten hier nicht interessieren? Und weiterhin alles kaschieren: war damaliger Zeitgeist? Kein Hinterfragen alter tradierter Verhaltensmuster? Dieser kluge, umfassend belebte Mentor der Nachkriegsautorinnen und Autoren Hermann Hakel muss in dieser Causa interessieren. Der sich natürlich auch Ausnahmen gestattet hat. Unter anderen genießen Texte von Marlen Haushofer, die mit ihm in einer intimen Beziehung steht, seine große Wertschätzung, sie sollten sich oft in seiner Literaturzeitschrift *Lynkeus* abgedruckt finden, sogar über den Punkt hinaus, wo sich selbst Haushofer Hans Weigel zugewandt haben wird. Der als Vorstandsmitglied des PEN-Clubs bemühte Hermann Hakel, der „vor den Nazis geflohen und in Italien Schutz gesucht hat“, ist ab 1947 wieder zurück in Wien und in seinen alten/neuen Funktionen mit Verve tätig, so auch für Kräftner, deren Gedichte ihn nicht interessieren, sie aber in seinen Arbeitskreis aufnehmen will. Denkbar ist, dass man(n) sich schlechthin als Maßstab in Sachen Literatur und/oder als moralische Instanz gesehen hat im Nachkriegsmief, wo der eigene keine Kategorie war. Unerheblich, ob Hakels *Moralansichten* den anfangs vielleicht positiven Blick auf Kräftner getrübt haben. Stellt sich die Frage, wessen Moral? (Unerheblich die Bewertungen Kräftners bis heute.)

Die schlimmen „Internierungslager“ erinnert Hakel später selbst in einem Gespräch mit Hermann Schreiber wie folgt: „Aber dann kamen die italienischen Gärten, diese Lager zwischen den Fronten, dieser Schwebezustand, die Italiener ließ'n uns net verkumma ... Wenns d' so lang unter Olivenbäumen geträumt hast, dann bist du zur Poesie verurteilt.“

DAS GRAUSAME ERWACHEN hat sich de facto durch die diversen Indiskretionen längst eingestellt: Eine „Trübung“ von Person und Werk.

Dieses Erwachen steht für manches auf dem Papier, auch für den Punkt, wo das äußerst zurückgenommene „einzelne Herbstblatt“ anderen zugeweht sein wird; ebenfalls dem Kollegen und Gegenspieler Hans Weigel, welcher aber an der Entdeckung Kräftners, sprich, ihrer Dichtung, nicht mehr vorbeigekannt hat. Der ehrgeizige Publizist Weigel war ab 1948 bestrebt gewesen, sich auch als „Mentor der Jungen“ einen Namen zu machen, und so hat letztlich er allein zur Verbreitung der Kräftner-Texte gesorgt. Da waren aber etliche weitere, die entdeckt und gefördert werden wollten, und fast alle liefen von Hakel zu Weigel über, der sich dank guter Vernetzungen für seine *Schützlinge* einzusetzen versucht. Und sich schon bald auch der Eindruck verstärkt, dass ohne ihn nichts mehr geht in Sachen Literatur – und überhaupt. „Weigel, ein höhrender aggressiver Moralist nach Bedarf“, so eine der Reflexionen, die sich nicht unbedingt positiv ausgewirkt haben dürften.

Der umtriebige Hakel kippt aber nicht ins Vergessen, er kontaktiert, lädt ein, gern auch in seine Wohnung(en). Es gibt doch Nachwuchs genug: Manuskripte! Die er dann gern verwerfen wird, Gespräche, bei denen er gern das Banale im jeweiligen Nachwuchs aufspürt und, aber das nachlassende Hirn, das „Namen nicht hergibt“, sich daher noch lieber die Dinge im Tagebuch zurechtbiegt, sich gern wiederholend: „Hertha Kräftner ist die Nr. 6 (unter den Dichterinnen): Sie ist sehr hübsch, lyrisch begabt, melancholisch, hysterisch. Sie schmachtet mich an, verliebt sich in mich ... ist noch ganz mädchenhaft (obwohl sie damals oder bald nachher eine ‚Auskratzung‘ mitgemacht hat.) So oft es soweit kommt, daß sie daliegt, reiße ich mich zurück: das geht nicht ... ich sehe, wie Erika leidet ... E. liebt mich, ich lebe mit E., ich bin Es. letzter Lebensversuch.“ (Dannebergs letzter Lebensversuch!?) Und weiter heißt es im Tagebuch zu Kräftner: „Sie ist dann in den Psychologenkreis um Toman

geraten, hat zu huren angefangen (oder fortgesetzt).¹² Walter Toman, Psychologe, Psychologisches Institut Liebiggasse, der 1949 für den in *Lynkeus* ausgeschriebenen Lyrik-Wettbewerb den 1. Preis erhält. (Assistent von Toman sollte später Wolfgang Kudrnofsky werden.)

HERTHA KRÄFTNER

Es war immer dunkel um sie,
so dunkelbraun und warm.
Ich aber nahm sie nie
und hielt sie nur im Arm.
Ich hörte ihren Harm
als leise Melodie –
die war voll süßem Charm
und voll Melancholie.
Ihr Klang umfing mich wie
noch nie ein Liebesarm,
doch etwas in ihr schrie
sehr leis, daß Gott erbarm !
Dann flog ein Schattenschwarm
von Vögeln über sie
und schon lag sie im Arm
des Todes, schön wie nie ...

Hermann Hakel, 1982, zur Nr. 6 (Nachlass: E. Kolovic)

Hakel hat also lieber, noch lieber posthum die steinerweichende eigene Dichtung verfasst, als bei Lebzeiten ein weiteres Gedicht der begabten Autorin zu veröffentlichen, was in dem „Trüben“, in dem

12 H. Hakel: Rückblicke, 15. 1. 1958. Aus dem Nachlass H. Hakel v. Emmerich Kolovic: H. Hakel-Gesellschaft.

sie verfangen war und an dem allein sie schuld war, ein erfreuliches Durchatmen bedeutet hätte (manch eine(r) behauptet ja, dass eine Publikation lebensrettend sei.) „Sie, die ich wochenlang liebte.“ Und kein Wort zur Arbeit, keine Bewertung der Gedichte. Kräftner wurde von Hakel einzig persönlich bewertet, zu sagen, abgewertet, wäre ein Kompliment für Hakel. Naheliegender, dass Kräftner die gestreuten Sager des Mentors zu spüren bekommen hat, zunächst noch indirekt. Wenn auch für Hakel noch Jahre nach ihrem Suizid Potenzial genug da sein wird, ihr mit dem GRAUSAMEN ERWACHEN zu drohen.

Bemerkenswerte Bewertungen. Und nicht nur Kräftner treffen sie. Liebend gern trifft Hakel die weibliche Literatur schlechthin mit Körperbewertungen, um sich die Bewertung des Werks der Nachkriegsautorin ersparen zu können, als deren Förderer und Rezensent er angetreten war. In dem Licht bewertet wird auch Friederike Mayröcker: „Vor vier Jahren war sie ein prächtiges Geschöpf; schön wie eine Biedermeier-Wienerin. Alles an ihr glänzte, schimmerte perlmuttern. Man spürte ihren Körper in jeder Bewegung durch die Kleidung. Es war ein Vergnügen, ihn zu sehen. Jetzt ist sie Englisch-Lehrerin ... und nach zwei Monaten Ehe ein etwas wildes, ungepflegtes Weib mit ... abgespannt matter Haut, einem farblosen Mund, erschrockenen Augen und einem etwas gekrümmten, gebogenen Gang ...“¹³

Im Rückblick auf Ingeborg Bachmann und ihren tragischen Tod in Rom erinnert Hakel eine frühere Begegnung mit ihr im PEN-Club: „Sie schien um einen Kopf gewachsen, ging hoch aufgerichtet und trug, vom langen silberglänzenden Faltenengewand überschattet, offenbar hohe Stöckelschuhe ... Was sich nicht verändern und verbergen ließ; ihre zu großen Füße, ihre unfeinen Hände und ihre Figur, der

13 Hakel, Dürre Äste Welkes Gras, S. 158.

jeder Schwung, jede Ausstrahlung von Brüsten und Hüften fehlten, ihre jähen oder mechanischen Bewegungen waren ohne Raumgefühl, ohne Spur von Rhythmus.“¹⁴ Und im Buch *von denen ich weiß*, weiß er um einiges mehr zu erinnern: „Zum ersten Mal ihre Gedichte, mein schneller, halberfolgreicher Verführungsversuch, ihre mich erschreckenden, sehr gekonnten, hitzigen Zungenküsse und zugleich die willensstark zusammengepressten Schenkel.“ Bemerkenswerte Referenzen für junge Autorinnen, ob nun zu Lebzeiten oder posthum. Auch Ingeborg Bachmann beehrt er ausführlich, auch sie hatte sich von ihm ab-, beziehungsweise erst gar nicht zugewandt, wiewohl sie „öfter mit ihm ins teure Restaurant essen gegangen ist“ und er sich als „Inges Erst-Entdecker“ hingestellt und in *Lynkeus* einige Gedichte abgedruckt hat. Inge wird sich bei Hans Weigel und *Neue Wege* mit ihren Gedichten ungleich wohler gefühlt haben, wenn auch nicht nur mit ihren Gedichten. Nachdem sie aber von Wien weg, in Deutschland als Lyrikerin große Erfolge verbucht hat ...

Indirekt oder bereits grausam spürbare Beschädigungen durch die Bewertungen der Mentoren. Bachmann vermerkt dazu: „Man stirbt nicht wirklich an Krankheiten ... man stirbt an dem, was mit einem angerichtet wird.“

Zu dieser von ihm aufgedeckten „Auskratzung“ hat Hakel nicht beigetragen. Sicher aber zum „Schattenschwarm von Vögeln“ der sie in den „Arm des Todes“ legt. Er war Zugvogel, war die Spitze des Schwarms. Kräftners Satz: „Aber das Hirn bewahrt und das Herz kann nicht verzeihen, nicht dem Ich, nicht dem anderen“¹⁵, insinuiert wohl auch Hakels Umgang mit ihr. In den biographischen Feststellungen *DAS WERK* vermerkt (der Spätanfängerin D.P. stets ohne Überheblichkeit begegnende) Andreas Okopenko (1930-2010) längst in Kenntnis der kursierenden Sager nicht ohne Sarkasmus:

14 Ebd., S. 209

15 H. Kräftner, Tagebuch, 24. 12. 1949, in: Kühle Sterne, S. 137.

„Dem Dichter und Förderer H. Hakel sind weitere gewichtige Einzelheiten über Leben und Sterben der Dichterin Kräftner bekannt so wie heute unzugängliche Texte. Die Herausgeber respektieren seine pietätvolle Verschwiegenheit.“¹⁶

Nochmals die Frage, ob zugunsten der Mentoren und ihren Sägern zu ungunsten der Frau (Autorin) noch heute verschwiegen werden soll? „Nein, sagen die Philister“, um es mit Kräftner zu sagen.

Die Schriftstellerin Erika Danneberg (1922-2007) erwirkt nach zehn Jahren Ehe mit Hermann Hakel die Scheidung, erwirbt danach den Doktor der Philosophie und absolviert eine Ausbildung als Psychoanalytikerin, in dem Kontext wohl auch die Bewältigung ihrer Ära mit Hakel.

In ihrem Buch *WIE LEISTET MAN WIDERSTAND* wird sie diese Erfahrungen analysieren und etliche Behauptungen Hakels hinterfragen, beispielsweise: „Ich war im KZ ... keine nazideutschen Vernichtungslager, sondern ... italienische Internierungslager.“ Mit bitterer Ironie räumt sie ein: „Sie weiß noch nicht und wird es noch lange nicht wissen wollen, daß seine Legende des Märtyrers und Propheten eine Legende ist.“ Danneberg, die von Beginn weg etliche Amouren um Hakel registriert und zudem selbst eine schmerzlich gescheiterte Beziehung hinter sich hat, bittet Hakel: „Laß mir Zeit.“ Und sie hält Hakels Entgegnung fest: „14 Tage räumt er ihr ein.“ Schon bald war sie, wie andere (junge) Literatinnen auch, seinem Zwangscharme erlegen. Auch die sie plagenden Zweifel notiert sie: „Wird er jetzt noch an ihr interessiert sein ... da er sie gehabt hat und so schnell? Sie – und wie viele andere noch? Junge Autorinnen gibt es genug. Eine nette Stunde am Nachmittag?“ Schon bald sollte ein Bild immer klarer werden, das Danneberg in einer trefflichen Analyse festhält: „Den Frauen sind in diesem Drama zwei niemals zentrale, wohl aber fundamentale Rollen zugeordnet: die Geliebte (Verführerin,

16 A. Okopenko: Nachwort, (2. Ausgabe), in: *Das Werk*, 1977, S. 188.

Hure) und die Dienende (Mutter, Magd, Opfer.)“ Zudem hat die Autorin, Studentin und Journalistin Erika Danneberg bereits vor den zehn Ehejahren mit Hakel Jobs wie Köchin, Bedienerin für ihn, seine alten Freunde und jungen Autorinnen und Autoren übernommen, hat als Sekretärin Hakels Korrespondenzen erledigt und seine Manuskripte getippt.

II. KAPITEL

DIE GANZ EINFACHEN DINGE

Krisen und Krankheiten, und wenn auch der Katzenjammer hinausgeheult scheint: Die Depression ist beharrlich. Der behandelnde Arzt ist besorgt um Kräftner. Sie wird das Jahr ob des gewesenen Einschnitts nicht als *neuen positiven Lebensbeginn* verbuchen (eine Erfahrung, die wohl die stabilste Frau nicht kalt wegsteckt.) Und obwohl sich die Beziehung zu Otto Hirss positiv zu gestalten ansieht und sie ihm ein Heft mit handgeschriebenen Gedichten widmet: „Dein Da-Sein allein weckt die Worte in mir“, ist der in Mattersburg beschädigte Selbstwert erneut verletzt worden und verbleibt in dem Zustand. Sie kompensiert hektisch mit lyrischen Produktionen, notiert zwischendurch etliche Zerwürfnisse und hegt Trennungsgedanken: „Von Tag zu Tag werde ich müder, zwischen Anatol und mir steht eine Wand, eine Wand der hässlichen Worte. Wir quälen uns.“¹⁷ Ständig fürchtet sie, ihn wieder verärgert zu haben, sie beschuldigt sich selbst: „Was ist denn nur geschehen? War ich heute früh so hässlich zu Dir? War ich es nicht schon gestern Abend?“ Sie wird ihren Frust festhalten und später in den NOTIZEN ZU EINEM ROMAN IN ICH-FORM sehr ausführlich: „Ich bedecke mich bis zu den Haaren mit Schuld, ich knie – und er vergißt es, und vergißt die Lehre daraus zu ziehen. Ich sollte gehen, gehen, ganz allein sein und etwas Neues anfangen.“ Sie wird aber nicht fähig sein, den Worten Taten folgen zu lassen, wohl „schüchtern und zaghaft verzagt“ ist sie vielmehr „schockhaft“ beschädigt und wird sich zur klaren Verteidigungsposition nicht durchringen können, und wenn doch, in Briefen (an Harry Redl). Sie schafft auch kein eindeutiges Nein.

17 H. Kräftner, Tagebuch, 23. 4. 1948, in: Das Werk, 1977, S. 167.

Dine Petrik,
geboren 1942 im Burgenland, lebt in Wien. Lyrikerin, zwei Romane,
diverse Artikel und Essays in den hiesigen Medien. Sie begann relativ
spät, mit 50 zu schreiben und zu veröffentlichen. In verschiedenen
Verlagen sind bisher zwölf Buchpublikationen erschienen (darunter
sechs Lyrikbände sowie eine Erzählung (Otto Müller), und eine Bio-
grafie (ArtScience) der 1951 verstorbenen Lyrikerin Hertha Kräfner).

Im Verlag Bibliothek der Provinz sind die Romane „Flucht vor der
Nacht“ und „Stahlrosen zur Nacht“ sowie die Lyrikbände „Fun-
ken.Klagen“ und „Traktate des Windes“ (mit einem Nachwort von
Daniela Strigl) erschienen.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien